

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

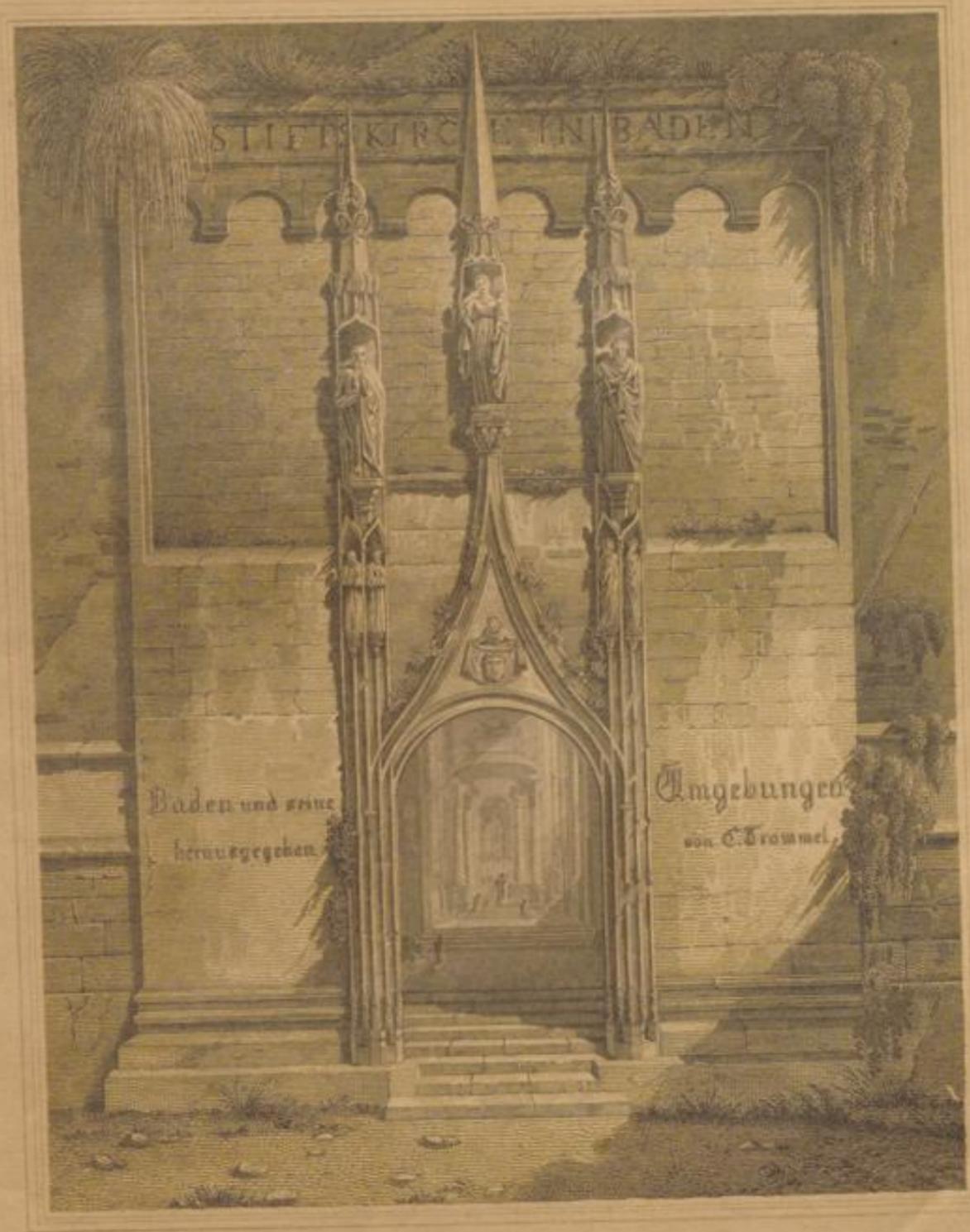
Baden und seine Umgebungen in malerischen Ansichten

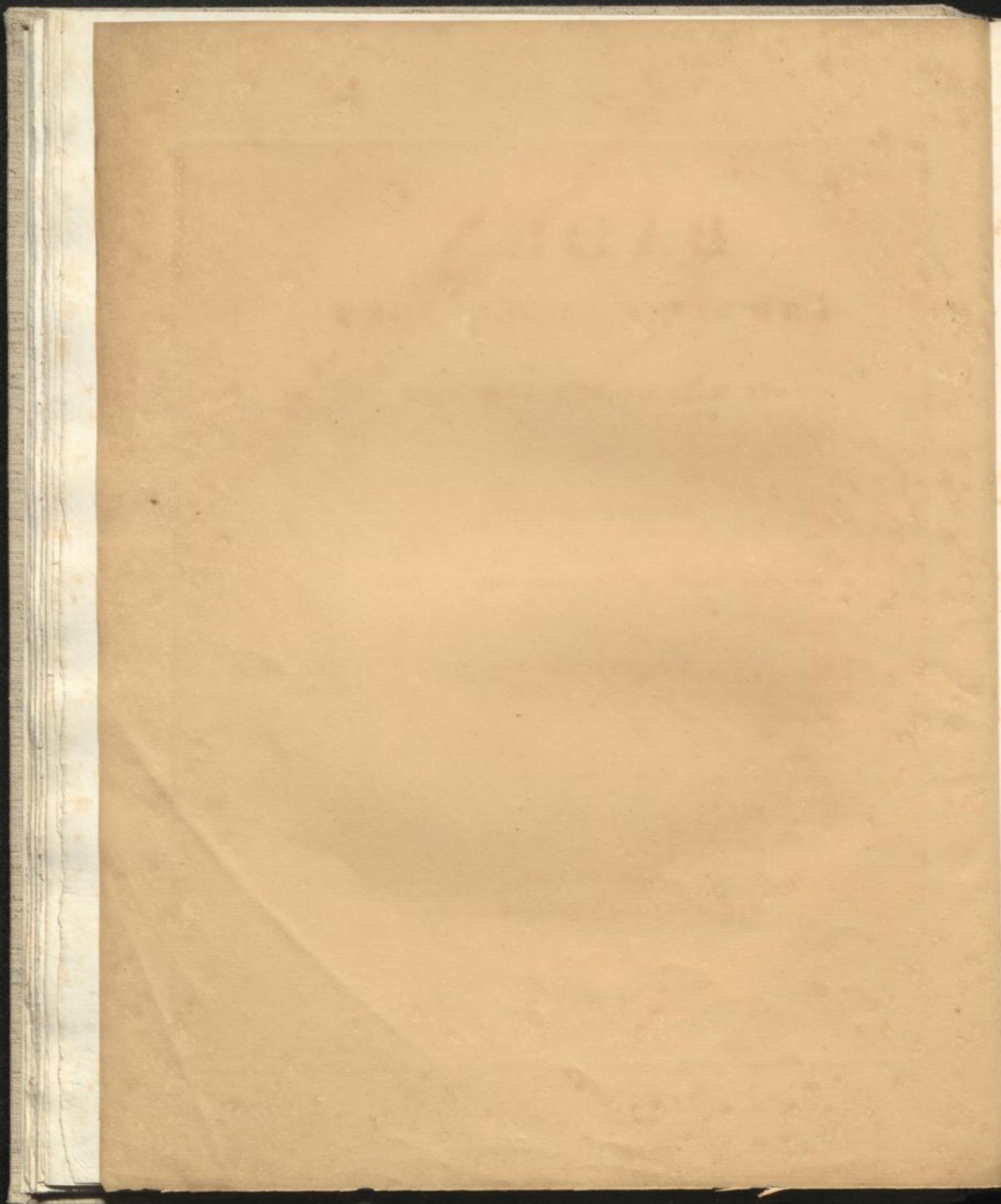
Frommel, Carl Ludwig

Carlsruhe, 1827

Baden und seine Umgebungen [2] MDCCCXXIV

[urn:nbn:de:bsz:31-328238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-328238)





(2.)

BADEN

UND SEINE UMGEBUNGEN

IN MALERISCHEN ANSICHTEN

VON

(Carl)

PROFESSOR FROMMEL.

MIT EINER HISTORISCH - TOPOGRAPHISCHEN BESCHREIBUNG

VON

[Aloys] x

HOFRATH SCHREIBER.

CARLSRUHE

GEDRUCKT BEI GOTTLIEB BRAUN.

MDCCCXXIV.

AK

BADEN

UNIVERSITÄT KARLSRUHE

LIBRARY

071 B 61, 2.





*Frederick House
1840*

BADEN

VON DER HOEHE AM BRÜHL GEGEHEN.

VON jeder Anhöhe um Baden zeigt sich eine eigenthümliche Ansicht und Aussicht, und wo auch dieselben Gegenstände wieder hervortreten, da erscheinen sie in andern Formen und Verbindungen, und machen ein neues erfreuliches Bild. Zu dem anliegenden Blatte hat der Künstler seinen Standpunkt auf den Feldern über dem Brühl oder Brügel genommen, welche, abwärts von den beiden Stufen, die Abdachung des Häslichs nach der Vorstadt hin bilden. Im Vordergrund erhebt sich die freundliche Villa der Frau Grossherzogin, zwischen anmuthigen Baumgruppen und blühenden Gesträuchen. Sie nimmt den ziemlich flachen Hügel ein, auf welchem die Römer, zur Zeit ihrer Niederlassung in Baden, ihre Todten begruben. Dieser Plaz musste damals schon ausser den Mauern der Stadt liegen; denn ein altrömisches Gesez sagt: die Leichname der Verstorbenen sollen inner der Stadt weder verbrannt noch beigesezt werden. Hier wurden auch die beiden Grabsteine des Lucius Aemilius Crescens, eines Soldaten in der vierzehnten Legion, und des Lucius Reburinus Candidus, Freiwilligen in der drei und zwanzigsten Cohorte, aufgefunden, welche jezt in der Antiquitätenhalle stehen. Sie haben die Gestalt von Altären, weil die Römer ihre Todtenopfer darauf zu bringen pflegten. Die Libationen haben aufgehört; die finstern Mächte der Unterwelt empfangen keine Opfer mehr, aber das milde Gesez der Natur waltet auch über Gräbern. Ein lebendiger Teppich von Blumen und Pflanzen webt sich über die Wohnungen der Abgeschiedenen hin, und wenn diese Bäume und Gesträuche vom Schimmer der Abendsonne geröthet werden, und das Traumbild einer herrlichen, nun vergangenen Welt in der Erinnerung aufsteigt, dann findet das ahnende Gemüth, in dem ewig wiederkehrenden Leben der Natur umher, ein sicheres Unterpfand seines schönen Glaubens. Ihm ist nie auf immer vergangen, was es mit seinen liebsten Wünschen und Hoffnungen unablässig zu erreichen strebt.

Rechts von der Villa der Frau Grossherzogin erblickt man das alte Conversationshaus nebst einigen Gebäuden in der Nähe des Schlosses, und in der Ferne öffnet sich die herrliche Aussicht in das Rheinthal, deren wir bereits im ersten Hefte gedacht haben. Der Blick in dieses Thal, welches auf der einen Seite von den Vogesen, auf der andern

von dem Schwarzwalde (den alten Hartgebirgen Germaniens) begrenzt ist, ruft grosse historische Erinnerungen zurück. An den Ufern des Stroms, der sich hier durch fruchtbare Gefilde hinwindet, war langer, blutiger Kampf zwischen unsern Vätern und dem Volke der Weltoberer. Hier wurde zuerst die Lehre des Kreuzes gepredigt; hier wurden die ersten teutschen Kirchen gebaut und erhoben sich die ersten teutschen Städte, von denen die Blüthe unserer Kultur im Mittelalter ausgieng. Auf diesen Feldern, die jetzt im Segen der Natur grünen, stritten mehr als einmal die Schaaren von halb Europa um die Herrschaft über den ganzen Welttheil, und die grössten Momente der teutschen Geschichte hatten hier meist ihren Schauplaz. Gern steigt aber die Einbildungskraft noch in die dunkleren Fernen hinauf, da der Rhein zwischen dem Schwarzwalde und den Vogesen einen ungeheuern See bildete, der sich, über die Felsenwand bei Bingen, als furchtbarer Katarakt hinabstürzte, und dem Meere zueilte, welches damals noch den Fuss des Siebengebirgs umfluthete. Wo jetzt der harmlose Spaziergänger zwischen blühenden Fluren hinwandelt, nachtete das grauenvolle Dunkel uralter Wälder, in denen der Ur brüllte und der gefangene Centurio am germanischen Felsaltare zum Opfer blutete.

Man kann in der That die ganze Umgebung von Baden als eine Reihe herrlicher, von der Natur selbst im mannigfachsten Style gebildeter, historischer Landschaften ansehen, deren bedeutsame Staffagen nicht, wie bei Poussin und Gasparo Dughet, willkührlich hingestellt worden, sondern von der Geschichte selbst an die Hand gegeben sind. Allenthalben wird man an Römer und Markmannen, an Triboken, Allemannen und Franken, an das Mittelalter so wie an die Ereignisse einer spätern Zeit erinnert, und wenn mehrere Namen und Stellen, wie die Teufelskanzel, die drei Eichen u. s. w., noch auf alten Götterdienst hindeuten, so knüpft sich an andre, wie der Rockenfels, der Mummelsee u. s. w., eine mit der Ausbildung der Erdoberfläche zusammenhängende Märchenwelt an, und das empfängliche Gemüth fühlt sich auf die mannigfachste Weise angeregt.

DAS ALTE SCHLOSS BADEN

VOM FELSEN AUS GESEHEN.

DER Berg, auf welchem die gewaltigen Ruinen des uralten Stammsizes der badenschen Fürsten aus Tannen- und Eichengrün hervorragen, ist von eigenthümlicher Gestalt. Er hat seine Abdachung nach Westen. Auf der Südseite wird er durch vier getrennte Felsengruppen, wie durch Strebepfeiler, gestützt. Die entblösten Gerippe dieser Porphyrmassen geben der Vermuthung Raum, dass der Berg, in einer frühern Erd-Revolution, der Länge nach gespalten worden, und die abfallenden Trümmer die Höhen gebildet haben mögen, welche um den Saum des Waldes als fruchtbares Feld liegen; vielleicht selbst auch den Hügel, auf welchem die Heilquellen der römischen Aurelia entspringen. Dieser konnte später durch wilde Bergströme wieder abgerissen werden, die dann das Fluterloch — zwischen dem neuen Schlosse und dem Herrngute — aufwühlten.

Die höchste jener Felsengruppen erhebt sich hinter der alten Burg, von welcher sie durch eine kleine, ebene Rasenstelle getrennt wird. Es ist diess ein wahrhaft romantisches Plätzchen; auf der einen Seite, am Fusse des Felsens, ein wirthliches Dach mit Bänken, auf der andern die kolossale Wand des Schlosses, gleichsam aus dem Porphyrgestein hervorgewachsen, ringsum die üppigste Vegetation. Da grünt die melancholische Tanne, die Stechpalme, der Wachholder, der Ahorn und die Hainbuche. Manche Pflanzen, die da blühen, erfreuen nicht bloß das Auge, sie sind auch dem Botaniker willkommen, z. B. *mercurialis perennis*, *arum maculatum*, *paris quadrifolia*, *dentaria bulbifera* u. s. w. Die liebliche Heide bedeckt fast allenthalben den Boden. Die tiefe Abgeschlossenheit umher, das schauerliche Schweigen der Wildniss, nur vom Geschrei eines Häbers oder eines Raubvogels unterbrochen, die seltsamen Formen des Gesteins, das Leben, welches aus den Rizen grünt und blüht, und dann die einsame, verlassene Ruine mit den Spuren ehemaliger Grösse und Herrlichkeit — alles diess ergreift die Phantasie und das Gefühl auf eine wunderbare Weise.

Einfache ländliche Stufen führen auf den Fels, dessen Kuppe eine kleine, hölzerne Rotunde trägt. Ein reiches Panorama entfaltet sich nun dem staunenden Auge. Links, gen Osten, die beiden Staufen, und südöstlich das Büren- oder Beurer Thal, wo, am klaren Oelbache,

das stille Nonnenkloster mit seiner Kirche steht, weiterhin das freundliche Jägerhaus von der Seelach herabschaut, und in der Ferne die blauen Firnen des Hochgebirgs die meist kahlen Häupter in die Wolken recken. Vom Kloster rechts zieht sich, in der Richtung gen Süden und Westen, eine Reihe dunkler Tannenberge hin, der Leisenberg mit dem Weiler Gunzenbach, der Geisberg und der Hochberg. Ueber den Beytig hin, auf einem gegen die Ebne vorspringenden Bergkegel, erscheinen die Thürme der zerfallenen Yburg, und weiter nach Südwesten dämmert der Münster von Strasburg auf im duftigen Schimmer. Zwischen dem Friesenberge und dem Badener Berge, der die Schlossruine trägt, öffnet sich die reiche Aussicht in das untere Elsass, auf den bairischen Ueberrhein und in das diesseitige Blachfeld. Unter sich hat man Baden mit seinen dampfenden Heilquellen und reizenden Anlagen, und zur Seite blicken die Trümmer des alten Schlosses herauf, wie es der Künstler auf dem anliegenden Blatte dargestellt hat.

Die Ruine macht, von diesem Standpunkte aus, einen um so überraschenden Anblick, da sie unten, von allen Seiten, durch Wald und Gesträuch, den Blicken mehr oder weniger entzogen wird. Man kann sie eine der schönsten in Teutschland nennen, denn nicht nur ist sie von grossem Umfange und kühner Bauart, auch die gewaltige Vegetation, die sich allenthalben aus dem Gemäuer, und selbst aus dem Porphyrfels, der einen Theil des Schlosses trägt, in mannigfacher Fülle hervor drängt, geben ihr ein wahrhaft romantisches Ansehen. Auf den Schutthaufen wächst der Ahorn (*acer pseudoplatanus*), die weisse Espe (*populus alba*) und die Alpenmispel (*syrus amelanchier*). Unter den Moosen, die das Gestein bedecken, ist besonders das *hypnum algirianum* merkwürdig.

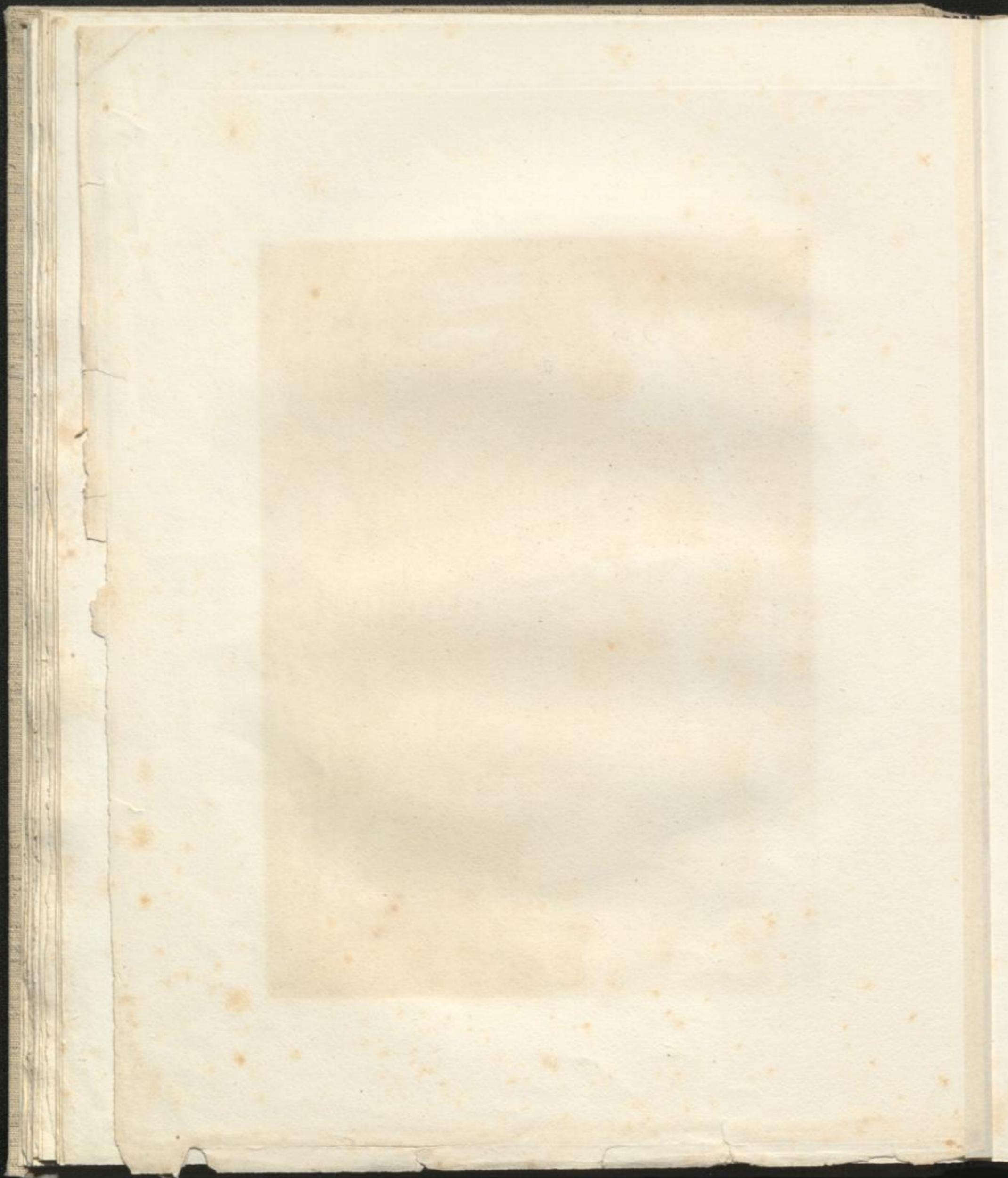
Man kann wohl annehmen, dass auf dieser Stelle bereits ein Römer-Kastell gestanden, zur Zeit, als der Rhein noch seinen Lauf näher an den Bergen nahm, und zwischen Kuppenheim und Rastadt dahin strömte. Manche Size unserer Dynasten mögen aus den Trümmern solcher Kastelle sich aufgebaut haben. Zur Burg Baden gehörten noch viele Wohnungen, die abwärts am Berge lagen, und zum Aufenthalte der Burgleute dienten. Einzelne Steinhaufen und Substruktionen zeigen noch die Stelle an.

Uebrigens bietet der Badener Berg mit seinen Ruinen und seinen Porphyrgruppen, die in einiger Entfernung das Ansehen von Werken



DAS ALTE SCHLOSS VON BADEN

Verlag von J. Neumann, Neudamm



der Architektur haben, nicht blos dem Freunde schöner Natur und historischer Denkmähler, sondern auch dem wissenschaftlichen Forscher reichen Stoff dar, und dem Geologen wie dem Botaniker blüht hier eine bedeutende Ernte. Unter die seltenen Pflanzen der Waldregion gehören: *ilex aquifolium*; *Schænodorus calamaria*; *asperula tinctoria*; *aspidium aculeatum*; *asplenium adianthum nigrum*; *Blechnum boreale*. Von Moosen: *Neckera crispa*; *pumila*; *hypnum Silesiacum*; *orthotrichum clausum*, *Bruchii*, *crispulum*, *crispum*, *Lysellii*. An Flechten: die seltene *Borrera leucomella*.

Auf dem Fels am Schlosse blühen: *pyrus aria*; *sambucus racemosus*; *epilobium angustifolium*; *digitalis purpurea*; *asplenium septentrionale*. Von Moosen: *Racomitrium lanuginosum*; *Weissia crispula*; *orthotrichum Hutchinsiae*, *Schemeierianum*. Von Flechten: *gynophora hirsuta*, *pustulata*, *glabra*, *parmelia stygia*, *cetraria glauca*.

Der jähe Abhang des vielfach zerrissenen Felsens ist mit Gesträuch, Moosen und Flechten bedeckt, und der Raubvogel nistet in den Spalten.

Einen eigenen Eindruck macht, auf dieser Höhe, der Gegensatz der belebten Stadt und ihrer durch Kunst verschönerten Umgebungen mit der öden Wildniss und den Trümmern der Verwüstung umher. Während unten der Heilquell, in ewig ungeschwächter Kraft, aus der Erde sprudelt, liegen hier die Werke des Menschen, von ihm aufgebaut und zerstört, in Schutt und Graus. Aber die Natur verbirgt ihren Kindern freundlich die Spuren der Vergänglichkeit, und bekleidet eben so die kalte Ruine wie die Erdscholle, unter welcher das Herz des Menschen verwest, mit der heitern Farbe der Hoffnung, dem Zeichen des wiederkehrenden Lebens.

EBERSTEINBURG.

VOM alten Bädener Schlosse führt ein angenehmer Waldweg nach der Burg und dem Dorfe Alteberstein, gewöhnlich Ebersteinburg genannt. Dieser zerfallene Sitz einst mächtiger Dynasten hängt, wie ein Adlernest, an einem gegen die Ebene vorspringenden Fels. Die mahlerische Ruine, allenthalben mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, gewährt einen herrlichen Anblick und reizende Aussichten in das Rheinthal und Murgthal. Der Erbauer ist unbekannt, und eben so der Ursprung des Geschlechts, welches hier blühte. Nach historischen Sagen, die darum keineswegs verwerflich sind, weil sie nicht gehörig begründet werden können, wäre schon im Jahr 934 ein Ludwig von Eberstein mit Kaiser Heinrich gegen die Hunnen zu Felde gezogen, und im Jahr 1080 hätte Wilhelm von Eberstein auf dem Turnier zu Augsburg mitgekämpft.

Gar anmuthig ist die Geschichte, welche Crusius aus Baldungers handschriftlicher Chronik der Grafen von Eberstein erzählt, und die wir hier mittheilen wollen.

Als Otto der Grosse Kaiser in Teutschland war, gab es viele Fehden. Auch die Stadt Strassburg hatte sich empört, wurde aber von dem Kaiser belagert und eingenommen. Nun erfuhr Otto, die von Eberstein hätten es mit den Feinden gehalten, und er zog alsbald vor ihr Schloss, und lag da, dritthalb Jahre lang, doch vergeblich. Da gab ihm ein Kriegsmann den Rath, er sollte die Sache mit List angreifen, und ein Turnier nach Speier ausschreiben. Die Ebersteiner würden dabei gewiss nicht fehlen, und in ihrer Abwesenheit liesse sich ihre Burg leicht überfallen. Dem Kaiser gefiel der Vorschlag; das Ritterspiel wurde angestellt, und es kamen dazu viele Fürsten und Herren und auch die Grafen von Eberstein. Alle zeigten ihre Tapferkeit, und bei Nacht wurde ein Banket und Tanz gehalten. Dabei waren auch der Kaiser und die drei Brüder von Eberstein. Einer derselben, der schön von Angesicht war und eine edle Gestalt hatte, gewann die Gunst eines jungen, schönen Fräuleins, die trat nach dem Tanze zu ihm und raunte ihm ins Ohr, der Kaiser habe Arges im Sinn, und die Burg Eberstein sey in Gefahr. Die Brüder giengen mit einander zu Rathe, und beschlossen, eilends nach Hause zu gehen, doch nahmen sie wieder Theil an dem Tanze, damit kein Verdacht entstünde,



KBERSTEINBURG
VON K. S. S. S.

und sprachen : sie wollten des nächsten Tags einen Kampf mit den Rittern und Edelleuten halten , und hundert Goldgülden sezen. Des Nachts schifften sie jedoch über den Rhein , und kamen gen Morgen auf ihrer Burg an. Unterdessen harrete der Kaiser mit den Fürsten und Herren auf den Anfang des Turniers , bis die heimliche Abreise der Ebersteiner kund wurde. Da ergrimte Otto , und befahl einen Sturm auf das Schloss , der aber ward abgeschlagen. Jezt wurden drei Ritter hinein geschickt , um die Grafen zu einem Vergleiche zu vermögen. Diese liessen die Abgesandten in den Keller und das Kornhaus führen , da sahen sie Wein und Getreide im Ueberflusse , gewahrten aber nicht , dass viele Fässer nur mit Wasser gefüllt waren , und unter den Kornhaufen Steine und Tücher lagen. Sie erstatteten hierauf dem Kaiser Bericht , und meinten , die Veste wäre weder durch Gewalt noch durch Hunger zu bezwingen. Da schloss Otto Frieden mit den Grafen , und gab einem der Brüder seine Schwester zur Gattin , oder seine Verwandtin , wie Andre sagen. Diess war aber die nämliche , welche die Grafen zu Speier gewarnt hatte.

Die Chronik erzählt ferner , wie der Kaiser den ihm nun angesippten Grafen nach Rom geschickt , wo dieser vom Pabst eine Rose mit einem Saphir zum Geschenk bekommen , und wie hernach diese Rose in das Wappen der Ebersteiner aufgenommen worden.

Uebrigens ergibt sich aus den Schenkungsbriefen des Klosters Hirschau , so wie aus der Stiftungsurkunde der Abtei Allerheiligen , die Vermuthung , dass die Grafen von Eberstein mit dem Geschlechte der Zähringer nahe verwandt gewesen. Bertold , der erste Graf von Eberstein , dessen die Geschichte mit Gewissheit gedenkt , lebte um 1120. Agnes von Eberstein , die mit Graf Gottfried von Sponheim vermählt war , scheint seine Tochter gewesen zu seyn. Sein Sohn Bertold wurde am Hofe Herzogs Friedrich von Schwaben , der nachher den Kaiserthron bestieg , erzogen , und stiftete in der Folge , mit seiner Gemahlin Uta , die Klöster Herrenalb und Frauenalb , beide im romantischen Albthale , vier und fünf Stunden von Baden.

Eberhard der Jüngere , Urenkel Bertolds I. , hatte mit Gräfin Adelheid von Sponheim sich vermählt. Hugo , der Sohn aus dieser Ehe , erhielt durch seine Mutter einen Theil von Sayn und Hachenburg ; dagegen machte , nach Hugo's Tod , Adelheids Bruder , Eberhard , Ansprüche auf die Ebersteinische Erbschaft , wie er denn auch den Titel Herr zu Sayn und Eberstein führte.

Aehnliches geschah nachher durch die Heirath der Gräfin Agnes von Eberstein, die Eberhards Tochter war, mit Heinrich II., Grafen von Zweibrücken. Ihr Sohn Simon nahm einen Theil des Schlosses Alteberstein sammt den dazu gehörigen Mannschaften in Besiz, und nannte sich gleichfalls von Zweibrücken und Eberstein. Doch verlor er das lezte Besizthum wieder durch Urtheil und Recht.

Im Jahr 1337 wurde Graf Wolf von Eberstein mit Graf Eberhard von Württemberg in eine schwere Fehde verwickelt. Der Würtemberger zog vor die Burg Alteberstein, und zerstörte dieselbe.

Der Zwist war auf einige Zeit vertragen worden, aber er brach in der Folge wieder aus, und es entstand der berühmte Schlegelkrieg, in welchem Graf Wolf von Eberstein als Feldobrist auftrat. Viele Edle hatten sich um sein Banner versammelt, und beinahe wäre es ihm gelungen, den Grafen Eberhard und dessen Sohn Ulrich im Wildbad aufzuheben; nur durch eine schnelle Flucht über das Gebirg, wobei ein Hirt ihr Führer war, entgingen sie der List des Feindes. Der Graf von Eberstein wurde hierauf vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, und seine Güter als dem Reiche heimgefallen. Aber es nahm sich seiner Pfalzgraf Ruprecht an, weil es, wie er sagte, unbillig und wider alles Recht sey, einen Angeklagten ungehört zu verdammen. Auf diese Weise entschlüpfte Graf Wolf der Gefahr, doch hatten seine Fehden ihn zum armen Manne gemacht. Er verkaufte seinen halben Antheil an Eberstein dem Markgraf Rudolf von Baden, und wurde Feldobrist der Stadt Speier.

Den 22. December 1660 starb Graf Casimir von Eberstein, der lezte seines Geschlechts, und jetzt fiel die ganze Grafschaft an Baden, welches früher schon, durch eine Heirath, sich ein Recht darauf erworben.

Gern ruft sich, unter diesen einsamen Ruinen, der Wanderer die Tage der Vergangenheit zurück, und lässt die verblichenen Gestalten derer, die einst hier lebten, an seinem Geiste vorübergehen.

Rechts auf der Höhe zwischen dem Dorfe und der Burg stand ehemals ein Nonnenkloster, von welchem nur noch einzelne Steine zwischen Felsblöcken umherliegen.

Der Standpunkt zu der Ansicht, welche hier mitgetheilt wird, hat der Künstler auf dem Wege vom Dorfe her genommen, wo sie sich zu einem herrlichen Bilde rundet.

Die äusserste und grösste Abtheilung enthielt die Lehrsäle, Behältnisse für die Athleten u. s. w.; die zweite bestand aus freien Plätzen, zu Spielen und körperlichen Uebungen, und aus Schattengängen von Platanen. In der Mitte lagen die Bäder zwischen Säulengängen und freien Plätzen. Bisweilen zog sich um das Ganze noch ein Park.

Bei der Einrichtung war auf die verschiedenen Arten der Bäder Rücksicht genommen, denn man hatte kalte, warme und laue. In der Mitte lag das Hypocaustum (die Heizung), und auf beiden Seiten desselben waren die Badezimmer für Männer und Frauen. Neben der Heizung befand sich das warme Bad (*caldarium*), hierauf folgte das laue (*tepidarium*) und zuletzt das kalte (*frigidarium*). Vor dem lauen Bade stand das Schwizbad.

Das Hypocaustum lag unter der Erde, war gewölbt, und hatte über sich eine Zelle mit bleiernen Gefässen, worin das Wasser warm gemacht wurde. Diese Gefässe waren von hoher und dabei schmaler, runder Form, und standen auf einer kupfernen Schüssel, damit sie vom Feuer nicht angegriffen wurden. Durch Röhre wurde das Wasser aus denselben in die Badezimmer geleitet.

Die Badezimmer hatten, wie die Thermen überhaupt, gewöhnlich die Form eines länglichten Vierecks, und es waren, in den Fussboden vertieft, Bassins oder grosse Badewannen angebracht, mit zwei Stufen, die eine zum Sizen, die andere, um die Füsse darauf zu stellen. Mit der einen Seite stiessen sie an die Wand unter dem Fenster, an den drei übrigen Seiten aber befanden sich Geländer. Der Raum um das Bassin herum hies Schola; er diente denen zum Aufenthalte, die sich mit den Badenden unterhalten oder noch baden wollten. Die Badewannen waren wenigstens sechs Fuss breit, für die kalten Bäder aber oft gross genug, um darin zu schwimmen.

Die Badewannen bestanden aus Marmor oder andern Steinen, aus Ziegeln oder Erz.

Die warmen Badezimmer hatten einen hohlen und schwebenden Fussboden, unter dem sich ein leerer Raum oder Herd befand, in welchen, zur Erwärmung des Bodens, entweder Feuer angemacht, oder die Wärme aus dem nahen Hypocaustum durch Röhre geleitet wurde. Diese Zimmer hiessen schwebende Bäder.

Gleich den Gymnasien der Griechen wurden die Thermen mannigfach verziert, besonders mit Statuen, Basreliefs und Gemälden. Der Luxus

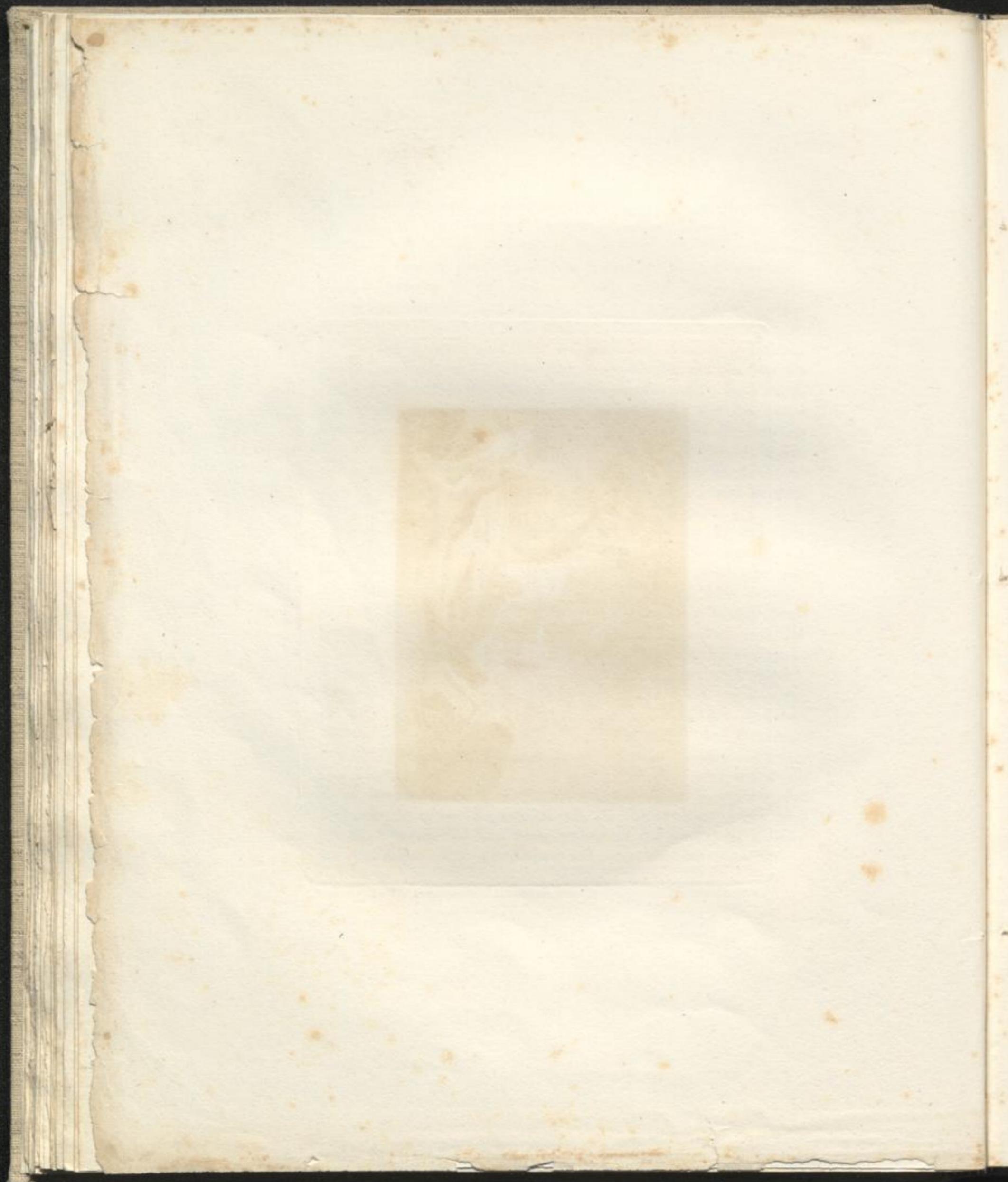
in diesen Gebäuden begann schon unter Cäsar. Die Bassins waren von Marmor, die Fussböden von musivischer Arbeit, und Wände und Decken prangten mit Mahlereien. Prachtliebe und Verschwendung erreichten aber in Rom die höchste Stufe zur Zeit, als die Sitten gänzlich verfallen waren, und der Staat selbst bereits in seinen Grundvesten wankte. Jezt sah man in den Thermen die kostbarsten Marmore, die Gemähde wurden mit Vergoldungen und Stuck eingefasst, und in den Portiken und Sälen die herrlichsten Statuen aufgestellt, welche, als Raub der Feldherren und der Proconsuln, aus Griechenland nach der Hauptstadt der Welt geschleppt worden waren. Noch zeigen sich die Spuren dieser Pracht in den zerstörten Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian. Hier erregen die Ueberreste der schönen Wand- und Deckengemähde, die musivischen Fussböden noch jezt unsere Bewunderung. In den Thermen des Titus wurde der Laokoon, in den Thermen des Caracalla der Herkules gefunden, und manches Herrliche mag noch von Schutt und Graus bedeckt seyn.

Auch die römischen Thermen in Baden waren ohne Zweifel nicht arm an Kunst; diess ergibt sich schon daraus, dass der Ursprung mit cararischem Marmor eingefasst war. Aber bei dem Einbruche der Allemannen in die Dekumaten wurde wahrscheinlich Alles zerstört, was an die Herrschaft der Weltüberwinder erinnern konnte, und Baden selbst lag, Jahrhunderte hindurch, in Ruinen. Nur eine Villa erblühte wieder auf der Zerstörung unter den fränkischen Königen, doch wird der Bäder in den Urkunden dieser Zeit nicht mehr gedacht. Kuppenheim war jezt Hauptort des Gaus, und blieb es, noch unter den Salikern. Manches Herrliche mag die Erde auch hier in ihrem Schoose verbergen, zumal auf dem Schlossbühl, um den Ursprung, um die Höllenquelle, und in dem Garten der ehemaligen Dechanei. Der Fusstritt der Zeit ist darüber hingegangen, aber noch stehen die Berge festgewurzelt, wie sie damals standen; noch sprudelt der Heilquell in ewiger Jugendkraft aus dem geborstenen Fels, und überall tritt das Bild der Vergangenheit in die Gegenwart zurück, wie ein Geist, der uns mahnen will, dass wir ihm angehören.



DER ALTAR DES MERCURIUS.

AUF DEN RUINEN, ERBAUT VON SAENUS.



DER ALTAR DES MERCUR

AUF DEM STAUFENBERG.

STAUFEN heissen mehrere Berge im Grossherzogthume Baden, und auch drei Burgen, von denen zwei in Trümmern liegen. Das uralte Geschlecht der Staufen, welches schon zur Zeit der Zähringer blühte, ist längst erloschen.

Der grosse und der kleine Staufen, bei Baden, erheben sich gegen Osten, und jener ist der höchste Berg in der Umgebung der Stadt. Auf der Spize steht das Bild des Mercur mit einer Ara, wie sie der Künstler hier abgebildet. Eine getreue, wenn gleich schlechte Copie des Originals wurde in der Antiquitätenhalle aufgestellt. Das Bild ist in erhabener Arbeit, zum Theil verstümmelt; mit der Rechten stützt sich der Gott auf den Schlangenstab, zu seinen Füssen steht ein Bock oder Widder. Die Inschrift lautet, so weit sie noch lessbar ist:

IN. H. D. D.
DEO. MER.
CVR. MER.
C. PRVSO.

Teutsch: Zur Ehre des göttlichen Kaiserhauses, dem Gott Mercur, Curius, Kaufmann, als Gelübde für wiedererlangte Gesundheit.

Die Mercurbilder sind häufig auf beiden Rheinufem, und nach den Berichten des Cäsar und Tacitus wäre der Dienst dieses Gottes nicht erst durch die Römer dahin gebracht worden, sondern früher schon bei den Galliern und Germanen heimisch gewesen. Jene lernten ihn, ohne Zweifel, durch die Phönizier oder Massiloten kennen, die vielleicht auch auf ihren Handelsreisen am Rhein Mercursäulen und Mercurbilder aufgerichtet haben mögen.

Im Elsass findet sich noch ein Mercurbild aus vorhistorischer Zeit. Der Gott ist hier als heitrer Jüngling abgebildet, und der Stab in seiner Hand hat weder die frühern phönizischen Knoten, das Zeichen der Handelsleute, noch die spätern, List und Klugheit andeutenden Schlangen; vielmehr ist die ganze Gestalt mehr im Sinne des alten griechischen Dichters aufgefasst:

Unter die Füsse band er die Sohlen
Schön, ambrosisch und golden, womit er über die Wasser
Und das unendliche Land hinschwebt, wie im Hauche des Windes.
Hierauf nahm er den Stab, womit er der Sterblichen Augen
Zuschliesst, welcher er will, und die Schlummernden wieder erwecket.

Unsre Väter kannten den Mercur nicht; wohl mögen aber die Römer die teutschen Grenzpfähle, welche für heilig gehalten wurden, als Hermen angesehen haben, und dadurch zu dem von Tacitus aufbewahrten Irrthume verleitet worden seyn. Sie brachten die Hermen oder Wegebilder des Mercur nach Germanien. Bei ihnen, wie bei den Phöniziern, Griechen, Teutschen und andern alten Völkern, stand der Wanderer im Gottesfrieden; an den Strassen waren, wie jetzt noch in katholischen Ländern, heilige Zeichen aufgerichtet, und der Reisende erwies ihnen seine Verehrung, und brachte Gelübde für glückliche Heimkehr. Der älteste Wegegott war Hermes oder Mercur, der Heilgeber, und ihm zu Ehren wurden an den Strassen und Seitenwegen zuerst Pfähle oder Steine aufgestellt und mit Blumen bekränzt. Darum sagt Tibullus:

Ich verehere den Pfahl auf einsamem Felde
Und den alten Stein, wenn Blumen sie kränzen.

Man nannte diese geheiligten Wegweiser Hermen. Später erhielten sie einen Kopf, und unter demselben wurden die Namen und Entfernungen der Orte angegeben. Um die Hermen lagen grosse Steinhaufen, und jeder Reisende pflegte Steine, die er in der Nähe fand, darauf zu werfen.

Bei den Römern, die ein sehr unpoetisches Volk waren, wie alle Welteroberer, hatte die sinnvolle Mythe vom Hermes, welche wohl zuerst durch phönizische Kaufleute zu den Küstenbewohnern Griechenlands gebracht worden, ihre ursprünglich schöne Bedeutung grösstentheils verloren. Sie dachten wenig an den göttlichen Jüngling, der die Zither und die einröhrige Hirtenflöte erfunden, die Menschen Beredsamkeit und Zahlen gelehrt; der mit dem friedlichen Heroldsstabe die Schatten in die Unterwelt und—bei den Beschwörungen der Wahrsager wieder herauf führte; der die Heerden schützte, die Opfergebräuche und Leibesübungen einführte, und aus dem Schattenlande die Träume heraufholte. Ihnen war er hauptsächlich nur Wegbeschützer und Schirmer der Kaufleute und der Diebe. Ausser diesen hatte er auch wenige Verehrer. Man feierte ihm ein einziges Fest, am 15. Mai. Da versammelten sich die

Kaufleute Roms in seinem Tempel vor dem kapenischen Thore, jeder gegürtet, wie zur Reise, und brachten von ihren Waaren mit als Opfer. Zur Sühnung besprengten sie sich mit einem in Wasser getauchten Lorberzweige. Ein römischer Dichter legt ihnen folgendes Gebet in den Mund: „Wasche ab die Meineide meines vergangenen Lebens, und die falschen Worte des vergangenen Tages. So ich irgend einen Gott oder eine Göttin zum falschen Zeugnisse gerufen, so müsse nun der Wind den falschen Schwur verwehen; gib mir Gewinn, und lass dessen mich freuen!“ Mercur aber, fährt der Dichter fort, lächelt der Bitte, der Rinder eingedenk, die er als Knabe dem Apoll entführte.

Der Mercur auf dem Staufenberg ist offenbar kein Wegbild, sondern das Gelübde eines römischen Handelsmannes, der an den Quellen der Aurelia seine Heilung erlangte, wie schon die Inschrift bestätigt. Wahrscheinlich stand es ursprünglich unten am Berge, bei der Teufelskanzel, wo, nach der ganzen Oertlichkeit, die Strasse schon zur Zeit der Römer sich hingezogen haben musste. Später wurde der Altar als Markstein auf die Höhe gebracht, wo sich die Mark der Stadt Baden scheidet, wie die verschiedenen darauf eingehauenen neuern Jahrzahlen beweisen. Die Meinung von einem Mercurtempel auf der Spitze des jähren, unwirthlichen Staufens ist unbegründet. Der Sohn der Maja hatte seine Tempel an den Heerstrassen, in der Nähe einer Quelle; denn die Sühne geschah jedesmal durch Besprengung mit reinem Wasser. Darum lässt ihn auch der Dichter in der griechischen Anthologie sagen:

Berge gefallen mir nicht, und ungern weil' ich auf Höhen,
Aber mich locket der Weg, welchen der Wanderer zieht.

Wenn übrigens so manche Gottheiten der Alten nur todte symbolische Zeichen irgend einer Geheimlehre sind, und andre bloß leere, scheinlebende Phantasmen, so ist dieser Gott aus einem tiefen Gefühle menschlicher Abhängigkeit entsprungen. Der Wanderer, fern von seinem Herde, von allen, die ihm wohl wollen, fühlt sich in der Fremde so einsam und verlassen, das Unbekannte blickt ihn so unheimlich an, dass er unwillkürlich den Glauben an schirmende Wesen zu Hilfe ruft, und Beruhigung und Zuversicht gewinnt, wenn er auch nur das ärmliche Bild eines Schutzgottes entdeckt, den er sich durch ein Gelübde, durch einige fromme Worte geneigt machen kann. Wehe auch dem Herzen,

das sich nicht wenigstens in einzelnen Momenten dem verlorenen Kinderglauben wieder zu öffnen vermag.

Noch merken wir hier an, dass zum Mercur, auf der Kuppe des grossen Staufens, von Baden aus zwei Wege führen. Der eine, beschwerlichere, über den Häslich, an den Steingruben vorüber; der andere, ein schattiger Fusspfad, rechts über der Teufelskanzel hin. Beide sind, ohne Führer, nicht leicht zu finden. Die Aussicht auf dem Staufens ist übrigens nicht sehr lohnend.



Das Dorf Eberstein bietet keinen erfreulichen Anblick dar, und Sitten und Mundart der Bewohner zeigen an, dass sie nicht vom benachbarten Stamme der Allemannen, sondern wahrscheinlich von den Franken auszuweigen.

Unten in der Ebene liegt das Lustschloss, die Favorite, und das Städtchen Kuppenheim, welches einst, nach der Zerstörung Badens, der Hauptort im Osgau oder Ufgau war, und wo noch der Name des Rheinthors andeutet, dass einst dieser Strom in der Nähe vorbei geflossen.

Nach Alteberstein, wie es zum Unterschiede von Neueberstein, bei Gernsbach, genannt wird, führen, ausser dem Wege vom Badener Schlosse, noch zwei andere: der eine an der Teufelskanzel vorüber, der zweite am Hungerberge aufwärts. Dieser letzte ist mitunter etwas steil und schmal, aber mannigfaltig und angenehm. Schöne Baumgruppen und kühne Felsmassen erfreuen das Auge, und eine Menge Singvögel das Ohr. Von Baden aus ist dieser Weg der nächste zur Ruine, und beträgt nur eine starke halbe Stunde.

DAS INNERE DES DAGOBERTS-THURMS.

Das Innere des Dagoberts-Thurms ist höchst einladend zur stillen Betrachtung. Man ist da gewöhnlich ganz einsam, denn der anliegende Schlossgarten wird wenig besucht, und die Aussicht in die Stadt herab, in das Beurer Thal und auf den Berg mit der alten Ruine bietet schöne Parthieen und mannigfache Erinnerungen dar.

Der Künstler hat die freundliche Rotunde mit einer anziehenden Staffage belebt. Dieses sinnige Mädchen ist dem Gewühle entflohen, um allein zu seyn mit sich und der Natur. Die Laute auf dem Bogengesimse sagt uns, dass sie ihre Gefühle in der unmittelbaren Sprache des Herzens auszudrücken wisse. Aber das bewegte Gemüth kann sich in so reicher und bedeutsamer Umgebung unmöglich ganz in sich abschliessen; der Blick irrt unwillkührlich auf den grossen Szenerieen umher, und in die Gegenwart treten Gestalten der Vergangenheit, welcher die ablaufende Stunde schon angehört.

Der Phantasie ist es erlaubt, den Moment, den der Künstler gewählt hat, weiter fortzubilden. Das zarte Gemüth, schmerzlich ergriffen vom dunkeln Geheimniss ewig schaffender und ewig zerstörender Kräfte, sucht Beruhigung in der schönen Zuversicht eines ahnungsvollen Glaubens, der ihm nicht eingelehrt wurde, sondern eingeboren. Die Einsame greift nach der Laute, und ihre Seele erhebt sich in den Tönen des Liedes. Wir vernehmen ihre Worte:

Ihr Trümmer schaut so traurig
Herab aus Tannengrün,
Die Schatten zieh'n so schaurig
Am düstern Berge hin.

Doch wird ein fröhlich Zeichen
Noch immer offenbar:
Des Waldes Bäume reichen
Euch frische Zweige dar.

Es waltet stilles Trauern
Im öden Rittersaal,
Doch an zerriss'nen Mauern
Spielt goldner Tagesstrahl.



Stammel 1798 S. 1016.

DAS DAGOBERTSTHÜRMCHEN
IM STRÜMPFENGARTEN IN BADEN

Ein ewig, heilig Sehnen
Bewegt das tiefste Herz,
Die Freude selbst hat Thränen,
Und Hoffnung hat der Schmerz.

Zu Allem, was vergangen,
Neigt sich der feuchte Blick,
Es kehret dem Verlangen
Ein liebes Bild zurück.

Die grauen Berge stehen
Noch fest auf ihrem Grund,
Und Mond und Sonne gehen
Noch in dem alten Bund.

Wie stürmisch Well' an Welle
Im Strom der Zeit sich regt,
Des Lebens heil'ge Quelle
Bleibt klar und unbewegt.

Es gibt Stellen, die in jedem empfänglichen Gemüthe dieselben Gefühle hervorrufen; alle einzelne Erscheinungen verschwinden nun vor dem äussern Sinne, und der Mensch versinkt in die dunkeln, unermesslichen Tiefen der Natur; denn in allem, was ihn da umgibt, mag er sich selbst nicht wieder finden. Aber im heiligen Vertrauen seines Herzens löst sich ihm das Räthsel des unaufhörlichen Sehns nach einem Bleibenden im unaufhörlichen Wechsel.

DAS ROEMERBAD.

DER Eingang in die unterirdischen Kammern des Schlosses , rechts durch den runden Thurm , führt an den Ueberresten eines Römerbades vorüber , von welchem noch einige Bassins mit Stufen vorhanden sind. Es liegt , wie die meisten römischen Bäder , gegen Mittag , und stösst an den Schneckengarten. Da ein Theil des Schlosses hineingebaut worden , und der noch übrige Raum zum Aufbewahren von Gartengeräthen und Gewächsen dient , so lässt sich die ursprüngliche Grösse und Einrichtung nicht mehr genau erkennen.

Das Hauptbad , welches Kaiser Caracalla in der nach ihm genannten Aurelia erbaute , oder wenigstens verschönerte , muss man hier nicht suchen ; dieses lag vielmehr an der Stellé der Stiftskirche und ihrer Umgebungen.

Das Bad , von dem der Künstler eine Ansicht gegeben , war ohne Zweifel für Priester und Opfernde bestimmt , wenn anders unsere Vermuthung richtig ist , dass auf den Souterrains ein heidnischer Tempel gestanden. Bei den Römern , wie bei den meisten alten Völkern , gehörte das Waschen und Baden zu den gottesdienstlichen Gebräuchen , wie es denn selbst noch im katholischen Ritus bei der Messe vorkömmt. Wer den Altären der Götter sich nähern wollte , musste rein seyn.

Kommt herbei im reinen Gewände , und mit reinen Händen schöpft das Wasser
der Quelle ,
ruft der gefühlvolle Tibullus in seiner Feldweihe .

Den Römern war das Baden ausserdem tägliches Bedürfniss , und es gehörte mit zu ihren verfeinerten Lebensgenüssen. Die Reichen hatten Bäder in ihren Wohnungen , besonders in ihren Villen , und für das Volk gab es öffentliche Thermen , mit kalten , lauen und warmen Bädern. Kaiser Nero vereinigte mit diesen Thermen , nach dem Muster der Griechen , die Gymnasien , welche zum Unterrichte , zu Spielen und Leibesübungen der Jünglinge dienten. Die Thermen des Titus , des Caracalla , des Diocletian und anderer Kaiser zeichneten sich durch Grösse und Pracht aus , die zum Theil noch in den Ruinen sichtbar sind.

Die Gestalt der Thermen war ein Viereck oder ein längliches Viereck , mit Mauern umgeben. Das Innere hatte drei Abtheilungen , die rings herum liefen , so , dass eine in der andern angelegt war.



C. Zimmermann del. et sculp.

DAS RÖMISCHE BAD
IM NEUEN SCHLOSSE ZU BADEN

Die äusserste und grösste Abtheilung enthielt die Lehrsäle, Behältnisse für die Athleten u. s. w.; die zweite bestand aus freien Plätzen, zu Spielen und körperlichen Uebungen, und aus Schattengängen von Platanen. In der Mitte lagen die Bäder zwischen Säulengängen und freien Plätzen. Bisweilen zog sich um das Ganze noch ein Park.

Bei der Einrichtung war auf die verschiedenen Arten der Bäder Rücksicht genommen, denn man hatte kalte, warme und laue. In der Mitte lag das Hypocaustum (die Heizung), und auf beiden Seiten desselben waren die Badezimmer für Männer und Frauen. Neben der Heizung befand sich das warme Bad (*caldarium*), hierauf folgte das laue (*tepidarium*) und zuletzt das kalte (*frigidarium*). Vor dem lauen Bade stand das Schwizbad.

Das Hypocaustum lag unter der Erde, war gewölbt, und hatte über sich eine Zelle mit bleiernen Gefässen, worin das Wasser warm gemacht wurde. Diese Gefässe waren von hoher und dabei schmaler, runder Form, und standen auf einer kupfernen Schüssel, damit sie vom Feuer nicht angegriffen wurden. Durch Röhre wurde das Wasser aus denselben in die Badezimmer geleitet.

Die Badezimmer hatten, wie die Thermen überhaupt, gewöhnlich die Form eines länglichten Vierecks, und es waren, in den Fussboden vertieft, Bassins oder grosse Badewannen angebracht, mit zwei Stufen, die eine zum Sizen, die andere, um die Füsse darauf zu stellen. Mit der einen Seite stiessen sie an die Wand unter dem Fenster, an den drei übrigen Seiten aber befanden sich Geländer. Der Raum um das Bassin herum hies Schola; er diente denen zum Aufenthalte, die sich mit den Badenden unterhalten oder noch baden wollten. Die Badewannen waren wenigstens sechs Fuss breit, für die kalten Bäder aber oft gross genug, um darin zu schwimmen.

Die Badewannen bestanden aus Marmor oder andern Steinen, aus Ziegeln oder Erz.

Die warmen Badezimmer hatten einen hohlen und schwebenden Fussboden, unter dem sich ein leerer Raum oder Herd befand, in welchen, zur Erwärmung des Bodens, entweder Feuer angemacht, oder die Wärme aus dem nahen Hypocaustum durch Röhre geleitet wurde. Diese Zimmer hiessen schwebende Bäder.

Gleich den Gymnasien der Griechen wurden die Thermen mannigfach verziert, besonders mit Statuen, Basreliefs und Gemälden. Der Luxus

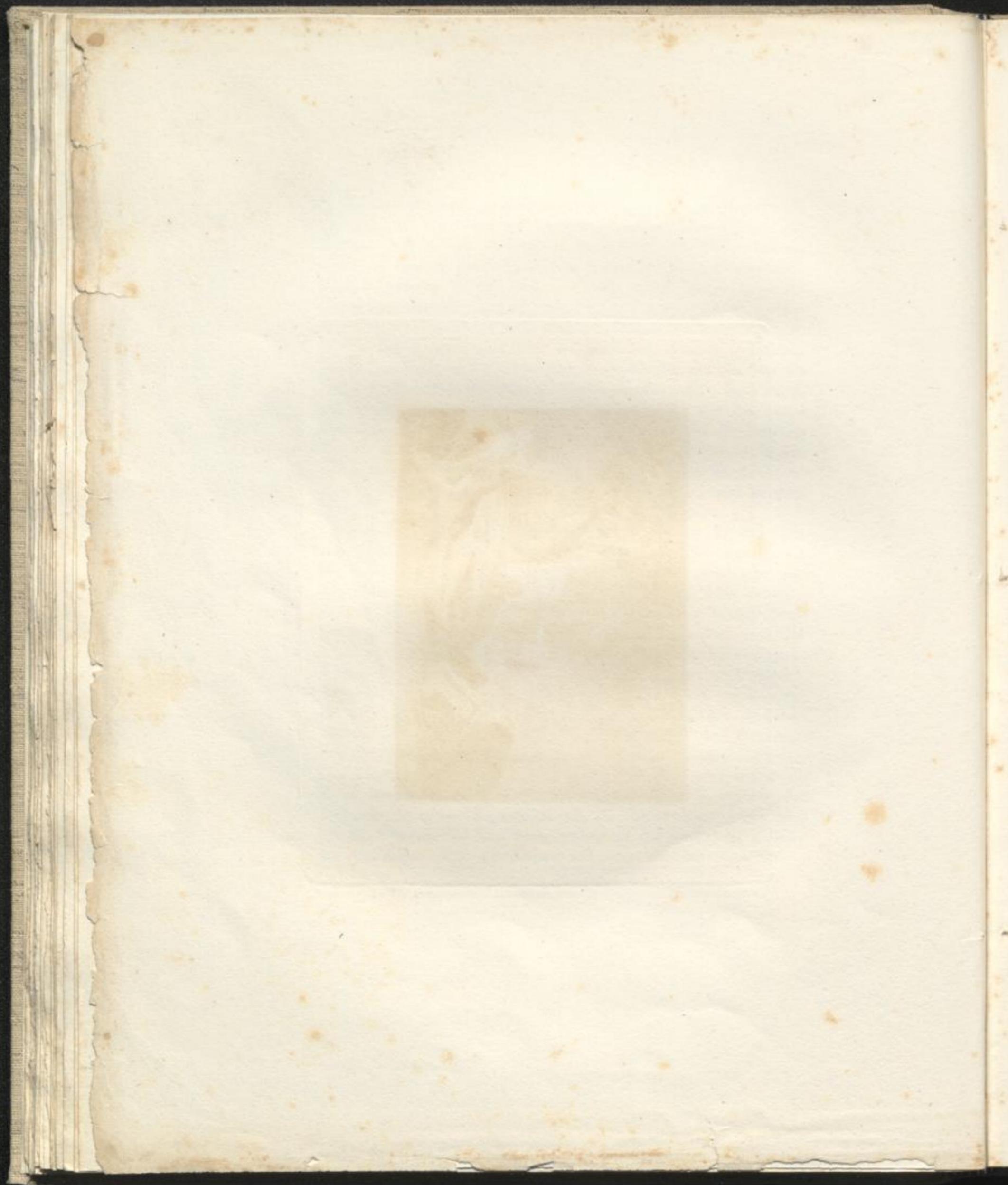
in diesen Gebäuden begann schon unter Cäsar. Die Bassins waren von Marmor, die Fussböden von musivischer Arbeit, und Wände und Decken prangten mit Mahlereien. Prachtliebe und Verschwendung erreichten aber in Rom die höchste Stufe zur Zeit, als die Sitten gänzlich verfallen waren, und der Staat selbst bereits in seinen Grundvesten wankte. Jezt sah man in den Thermen die kostbarsten Marmore, die Gemähde wurden mit Vergoldungen und Stuck eingefasst, und in den Portiken und Sälen die herrlichsten Statuen aufgestellt, welche, als Raub der Feldherren und der Proconsuln, aus Griechenland nach der Hauptstadt der Welt geschleppt worden waren. Noch zeigen sich die Spuren dieser Pracht in den zerstörten Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian. Hier erregen die Ueberreste der schönen Wand- und Deckengemähde, die musivischen Fussböden noch jezt unsere Bewunderung. In den Thermen des Titus wurde der Laokoon, in den Thermen des Caracalla der Herkules gefunden, und manches Herrliche mag noch von Schutt und Graus bedeckt seyn.

Auch die römischen Thermen in Baden waren ohne Zweifel nicht arm an Kunst; diess ergibt sich schon daraus, dass der Ursprung mit cararischem Marmor eingefasst war. Aber bei dem Einbruche der Allemannen in die Dekumaten wurde wahrscheinlich Alles zerstört, was an die Herrschaft der Weltüberwinder erinnern konnte, und Baden selbst lag, Jahrhunderte hindurch, in Ruinen. Nur eine Villa erblühte wieder auf der Zerstörung unter den fränkischen Königen, doch wird der Bäder in den Urkunden dieser Zeit nicht mehr gedacht. Kuppenheim war jezt Hauptort des Gaus, und blieb es, noch unter den Salikern. Manches Herrliche mag die Erde auch hier in ihrem Schoose verbergen, zumal auf dem Schlossbühl, um den Ursprung, um die Höllenquelle, und in dem Garten der ehemaligen Dechanei. Der Fusstritt der Zeit ist darüber hingegangen, aber noch stehen die Berge festgewurzelt, wie sie damals standen; noch sprudelt der Heilquell in ewiger Jugendkraft aus dem geborstenen Fels, und überall tritt das Bild der Vergangenheit in die Gegenwart zurück, wie ein Geist, der uns mahnen will, dass wir ihm angehören.



DER ALTAR DES MERCURIUS.

AUF DEN RUINEN, GEZEICHNET VON SAUER.



DER ALTAR DES MERCUR

AUF DEM STAUFENBERG.

STAUFEN heissen mehrere Berge im Grossherzogthume Baden, und auch drei Burgen, von denen zwei in Trümmern liegen. Das uralte Geschlecht der Staufen, welches schon zur Zeit der Zähringer blühte, ist längst erloschen.

Der grosse und der kleine Staufen, bei Baden, erheben sich gegen Osten, und jener ist der höchste Berg in der Umgebung der Stadt. Auf der Spize steht das Bild des Mercur mit einer Ara, wie sie der Künstler hier abgebildet. Eine getreue, wenn gleich schlechte Copie des Originals wurde in der Antiquitätenhalle aufgestellt. Das Bild ist in erhabener Arbeit, zum Theil verstümmelt; mit der Rechten stützt sich der Gott auf den Schlangenstab, zu seinen Füssen steht ein Bock oder Widder. Die Inschrift lautet, so weit sie noch lessbar ist:

IN. H. D. D.
DEO. MER.
CVR. MER.
C. PRVSO.

Teutsch: Zur Ehre des göttlichen Kaiserhauses, dem Gott Mercur, Curius, Kaufmann, als Gelübde für wiedererlangte Gesundheit.

Die Mercurbilder sind häufig auf beiden Rheinufern, und nach den Berichten des Cäsar und Tacitus wäre der Dienst dieses Gottes nicht erst durch die Römer dahin gebracht worden, sondern früher schon bei den Galliern und Germanen heimisch gewesen. Jene lernten ihn, ohne Zweifel, durch die Phönizier oder Massiloten kennen, die vielleicht auch auf ihren Handelsreisen am Rhein Mercursäulen und Mercurbilder aufgerichtet haben mögen.

Im Elsass findet sich noch ein Mercurbild aus vorhistorischer Zeit. Der Gott ist hier als heitrer Jüngling abgebildet, und der Stab in seiner Hand hat weder die frühern phönizischen Knoten, das Zeichen der Handelsleute, noch die spätern, List und Klugheit andeutenden Schlangen; vielmehr ist die ganze Gestalt mehr im Sinne des alten griechischen Dichters aufgefasst:

Unter die Füsse band er die Sohlen
Schön, ambrosisch und golden, womit er über die Wasser
Und das unendliche Land hinschwebt, wie im Hauche des Windes.
Hierauf nahm er den Stab, womit er der Sterblichen Augen
Zuschliesst, welcher er will, und die Schlummernden wieder erwecket.

Unsre Väter kannten den Mercur nicht; wohl mögen aber die Römer die teutschen Grenzpfähle, welche für heilig gehalten wurden, als Hermen angesehen haben, und dadurch zu dem von Tacitus aufbewahrten Irrthume verleitet worden seyn. Sie brachten die Hermen oder Wegebilder des Mercur nach Germanien. Bei ihnen, wie bei den Phöniziern, Griechen, Teutschen und andern alten Völkern, stand der Wanderer im Gottesfrieden; an den Strassen waren, wie jetzt noch in katholischen Ländern, heilige Zeichen aufgerichtet, und der Reisende erwies ihnen seine Verehrung, und brachte Gelübde für glückliche Heimkehr. Der älteste Wegegott war Hermes oder Mercur, der Heilgeber, und ihm zu Ehren wurden an den Strassen und Seitenwegen zuerst Pfähle oder Steine aufgestellt und mit Blumen bekränzt. Darum sagt Tibullus:

Ich verehere den Pfahl auf einsamem Felde
Und den alten Stein, wenn Blumen sie kränzen.

Man nannte diese geheiligten Wegweiser Hermen. Später erhielten sie einen Kopf, und unter demselben wurden die Namen und Entfernungen der Orte angegeben. Um die Hermen lagen grosse Steinhaufen, und jeder Reisende pflegte Steine, die er in der Nähe fand, darauf zu werfen.

Bei den Römern, die ein sehr unpoetisches Volk waren, wie alle Welteroberer, hatte die sinnvolle Mythe vom Hermes, welche wohl zuerst durch phönizische Kaufleute zu den Küstenbewohnern Griechenlands gebracht worden, ihre ursprünglich schöne Bedeutung grösstentheils verloren. Sie dachten wenig an den göttlichen Jüngling, der die Zither und die einröhrige Hirtenflöte erfunden, die Menschen Beredsamkeit und Zahlen gelehrt; der mit dem friedlichen Heroldsstabe die Schatten in die Unterwelt und—bei den Beschwörungen der Wahrsager wieder herauf führte; der die Heerden schützte, die Opfergebräuche und Leibesübungen einführte, und aus dem Schattenlande die Träume heraufholte. Ihnen war er hauptsächlich nur Wegbeschützer und Schirmer der Kaufleute und der Diebe. Ausser diesen hatte er auch wenige Verehrer. Man feierte ihm ein einziges Fest, am 15. Mai. Da versammelten sich die

Kaufleute Roms in seinem Tempel vor dem kapenischen Thore, jeder gegürtet, wie zur Reise, und brachten von ihren Waaren mit als Opfer. Zur Sühnung besprengten sie sich mit einem in Wasser getauchten Lorberzweige. Ein römischer Dichter legt ihnen folgendes Gebet in den Mund: „Wasche ab die Meineide meines vergangenen Lebens, und die falschen Worte des vergangenen Tages. So ich irgend einen Gott oder eine Göttin zum falschen Zeugnisse gerufen, so müsse nun der Wind den falschen Schwur verwehen; gib mir Gewinn, und lass dessen mich freuen!“ Mercur aber, fährt der Dichter fort, lächelt der Bitte, der Rinder eingedenk, die er als Knabe dem Apoll entführte.

Der Mercur auf dem Staufenberge ist offenbar kein Wegbild, sondern das Gelübde eines römischen Handelsmannes, der an den Quellen der Aurelia seine Heilung erlangte, wie schon die Inschrift bestätigt. Wahrscheinlich stand es ursprünglich unten am Berge, bei der Teufelskanzeln, wo, nach der ganzen Oertlichkeit, die Strasse schon zur Zeit der Römer sich hingezogen haben musste. Später wurde der Altar als Markstein auf die Höhe gebracht, wo sich die Mark der Stadt Baden scheidet, wie die verschiedenen darauf eingehauenen neuern Jahrzahlen beweisen. Die Meinung von einem Mercurtempel auf der Spitze des jähren, unwirthlichen Staufen ist unbegründet. Der Sohn der Maja hatte seine Tempel an den Heerstrassen, in der Nähe einer Quelle; denn die Sühne geschah jedesmal durch Besprengung mit reinem Wasser. Darum lässt ihn auch der Dichter in der griechischen Anthologie sagen:

Berge gefallen mir nicht, und ungerne weil' ich auf Höhen,
Aber mich locket der Weg, welchen der Wanderer zieht.

Wenn übrigens so manche Gottheiten der Alten nur todte symbolische Zeichen irgend einer Geheimlehre sind, und andre bloß leere, scheinlebende Phantasmen, so ist dieser Gott aus einem tiefen Gefühle menschlicher Abhängigkeit entsprungen. Der Wanderer, fern von seinem Herde, von allen, die ihm wohl wollen, fühlt sich in der Fremde so einsam und verlassen, das Unbekannte blickt ihn so unheimlich an, dass er unwillkürlich den Glauben an schirmende Wesen zu Hilfe ruft, und Beruhigung und Zuversicht gewinnt, wenn er auch nur das ärmliche Bild eines Schutzgottes entdeckt, den er sich durch ein Gelübde, durch einige fromme Worte geneigt machen kann. Wehe auch dem Herzen,

das sich nicht wenigstens in einzelnen Momenten dem verlorenen Kinderglauben wieder zu öffnen vermag.

Noch merken wir hier an, dass zum Mercur, auf der Kuppe des grossen Staufens, von Baden aus zwei Wege führen. Der eine, beschwerlichere, über den Häslich, an den Steingruben vorüber; der andere, ein schattiger Fusspfad, rechts über der Teufelskanzel hin. Beide sind, ohne Führer, nicht leicht zu finden. Die Aussicht auf dem Staufens ist übrigens nicht sehr lohnend.

